



Musik für Düsseldorf

Die Opernsängerin Valerie Eickhoff fühlt sich in der Rheinmetropole wohl. (Foto: S. Diesner)

Glückskind dank harter Arbeit

Wer den Werdegang der jungen Opernsängerin Valerie Eickhoff verfolgt, kann den Eindruck gewinnen, ein wahres Glückskind zu erleben. Ein Erfolg reiht sich an den nächsten. Kaum etwas kann sie aufhalten. Hinter den Kulissen arbeitet die Studentin der Robert Schumann Hochschule hart und verzichtet auf so manches, was für ihre Altersgenossen selbstverständlich war. Porträt einer Opernsängerin, die es mal sehr weit bringen wird.

„Ich wusste sofort, dass die Stimme von erster Güte ist. Das war innerhalb von drei Sekunden hörbar“, erzählt Konrad Jarnot. Er ist Opern- und Liedsänger, Bariton, Professor für Operngesang an der Robert Schumann Hochschule, und hörte Valerie Eickhoff bei einem persönlichen Vorsingen. Der Professor ist wählerisch. „Der Draht muss stimmen“, befindet er, ehe er sich auf einen angehenden Sänger oder eine werdende Sängerin einlässt. Eickhoff ist so ein Fall. Als sie Jarnot kennenlernte, hatte sie bereits eine kleine Karriere hinter sich. Und das mitten in der Pubertät.

Geboren ist Valerie in Herdecke, einer Kleinstadt an der Ruhr im nördlichen Ennepe-Ruhr-Kreis in Nordrhein-Westfalen. Ihr Vater ist Kriminalpolizist in Bochum, ihre Mutter hat Bankkaufmann gelernt und kümmert sich heute um die Finanzen eines Start-up-Unternehmens. Klassische Musik hat beide nie groß interessiert. Und die Tochter noch weniger. Na gut, Blockflöte gehört zur Kindheit, aber die Eltern unterstützen auch noch den Gitarren-Unterricht. „Dann war ich zu faul zum Üben“, gibt Valerie unumwunden zu. Und doch wird die Gitarrenlehrerin für sie eine der wichtigsten Personen in ihrem Leben, denn sie ist diejenige, die ihr statt Gitarrenspiel Gesangsunterricht empfiehlt. Da war Valerie zehn Jahre alt.

Schon früh lernt das Mädchen, nein zu sagen, wenn es sich in einer Situation nicht wohlfühlt. An der Chorakademie Dortmund hält sie es nicht lange aus. „Das war mir zu viel Druck und zu viel Drill. Das habe ich dann auch schnell beendet und gesagt, nein, das passt mir nicht“, erinnert Valerie sich. Aber das schmälert ihre Lust am Gesang nicht. Als ihre Gesangslehrerin sie auf die Möglichkeit eines Jungstudiums hinweist, setzt Mutter Eickhoff sich intensiv damit auseinander und schon bald geht es zum Vorsingen nach Frankfurt, Detmold, München, Düsseldorf und Köln. In Köln und Düsseldorf absolvierte Valerie schließlich ihre Aufnahmeprüfung, „weil die anderen entweder wegen der Entfernung ausgefallen sind oder weil es mir nicht gefallen hat“. Aus diesem Grund entfällt dann auch Köln. „Ja, wir machen das ganz langsam und



Valerie Eickhoff an ihrem Arbeitsplatz, der Deutschen Oper am Rhein. (Foto: S. Diesner)

entspannt. Und meine Tochter ist jetzt auch so alt wie du“, sagte ihr der damalige Professor. Aber das war überhaupt nicht Valeries Sache. Sie brauchte jemanden, der ihr klipp und klar sagt, was sie tun soll. Also begann sie ihr Jungstudium in Düsseldorf. Dass die Landeshauptstadt einmal ihre neue Heimat werden sollte, ahnte sie da noch nicht.

In der Schule läuft es leidlich. So guter Durchschnitt, bleibt Eickhoff in der Erinnerung im Ungefähren. Ausgerechnet das Mündliche war nicht so ihre Stärke. Viel schlechter hätte es aber nicht werden dürfen, sonst wäre ihr nebenschulisches Studium schnell beendet gewesen. Und die 16-Jährige wollte unter keinen Umständen darauf verzichten, einmal in der Woche nach der Schule oder auch mal am Samstag zum Gesangsunterricht zu fahren. Außerdem gab es alle zwei Wochen Blockunter-

richt, in dem sie Rhythmik, Musikgeschichte und -theorie lernte. Längst war in ihr die Liebe zum klassischen Gesang gewachsen. Den einen großen Moment, das zündende Erlebnis gab es nicht. Vielmehr begann die Schülerin allmählich, Gefallen daran zu finden, die klassischen Opern wie Zauberflöte oder Carmen zu besuchen und im Unterricht zu singen.

Als Valerie Eickhoff mit 18 ihr Abitur absolviert, sind die Weichen für die Zukunft schon gestellt. Ihre Schwester war nach dem Abitur erst mal nach Südafrika, später noch nach Kroatien gereist. Auch ihre Cousinen und Cousins trieb es nach der Schule in die weite Welt. Das kam für die junge Sängerin nicht in Frage. „Der Gedanke, dass ich dann ein Jahr lang nicht singe, das wollte ich nicht riskieren. Und da hatte ich irgendwie nicht das Bedürfnis. Also nicht groß genug anscheinend“, sagt sie in dem Bewusstsein, dass sie als erfolgreiche Opernsängerin ausreichend Gelegenheit haben würde, in der Welt herumzureisen. Und diese Wette auf die Zukunft scheint schon fast gewonnen.

Trotzdem folgt auf die erfolgreich bestandene Aufnahmeprüfung an der Robert Schumann Hochschule in Düsseldorf die große Ernüchterung. „Ich war schon immer überzeugt, dass ich, was ich mache, gut mache. Und das fand ich am Anfang des Studiums sehr schwer, als man dann aus dieser Blase kam und sich mit Gleichgesinnten getroffen hat. Und dann feststellen musste, okay, ich bin jetzt doch nicht mehr die Beste hier“, erinnert Eickhoff sich. Hartnäckig und zielstrebig arbeitet sie in den kommenden Jahren daran, das zu ändern. Erst im dritten Anlauf erhält sie ihr Deutschland-Stipendium. Aber sie nimmt eben drei Mal Anlauf. Und ihr Lehrer, Konrad Jarnot, erinnert sich gern an ihr Bachelor-Studium. „Sie ist ein absolutes Vorbild für meine Studenten der Zukunft und auch für die, die mit ihr studiert haben. Sie ist fleißig gewesen, hat immer nach dem größtmöglichen Potenzial gestrebt. Und vor allem: Sie hat Geduld gehabt“, sagt er.

Rückblickend hat Eickhoff am Bachelor-Studiengang wenig auszusetzen. Mit großer Freude erinnert sie sich an den Schauspielunterricht bei Peter Nikolaus Kante, Sänger und Regisseur. Wenn man wollte, konnte man den ganzen Samstag bei ihm verbringen. Und eine Menge aus der Praxis lernen. Gerade mit der Praxis ist es allerdings etwas eng im Gesangsstudium. So gibt es an der Robert Schumann Hochschule auch nur ein bis zwei öffentliche Auftrittsmöglichkeiten. Aber gerade die wusste Valerie Eickhoff für sich zu nutzen. Einmal im Jahr veranstaltet die Opernklasse von Prof. Thomas Gabrisch eine Aufführung im Partika-Saal, dem Konzertsaal der Hochschule. Und vor zwei Jahren stand die Cenerentola auf dem Programm. In der Hauptrolle: Valerie Eickhoff.

Fortsetzung Seite 2

Konzert-Tipp

Der Feuervogel

Sinfonieorchester der Robert Schumann Hochschule

Leitung: Moon Dob, Harutyun Muradyan, Sejoon Park, Fernando Palomeque

Claude Debussy:
Prélude à l'après-midi d'un faune

Igor Strawinsky:
Suite aus „Der Feuervogel“

Anton Webern:
Fünf Stücke für Orchester op. 10

Arnold Schönberg:
Fünf Orchesterstücke op. 16

Mittwoch, 2.12. 20 Uhr
Historische Stadthalle Wuppertal

Abenteuer im Luftkurort Matthias Krämer entwickelt Games

Seite 3

In Golzheim spielt die Musik Ein neues Haus für die Hochschule

Seite 4

Ein Auftritt, der ihr Leben verändern sollte. Die Zuschauer waren hingerissen. Unter ihnen *Andreas Wendholz*, Operndirektor und Stellvertretender Generalintendant am *Theater Krefeld Mönchengladbach*. „Nach der Aufführung bin ich zu ihr hingegangen, habe ihr gratuliert und ihr auch gesagt, dass ich sehr überzeugt war von ihrer Leistung“, erzählt *Wendholz*. Und er habe auch nicht vergessen zu erwähnen, dass sein Theater mit dem *Opernstudio Niederrhein* ein gutes Sprungbrett habe, um den alltäglichen Betrieb eines Stadttheaters kennenzulernen. *Eickhoff* bewirbt sich. Eigentlich nur, weil sie die Bewerbungssituation üben will. Wird aber natürlich sofort genommen. Nun hieß es also, Studien- und Berufsalltag zu meistern. Zum Studium nach *Düsseldorf*, zur Arbeit nach *Krefeld* oder *Mönchengladbach*, immer schön mit öffentlichen Verkehrsmitteln. Und das Theater nahm sie in die Pflicht. Im ersten von zwei möglichen Jahren im Opernstudio sang sie den *Fjodr* auf Russisch bei *Boris Godunov*, *Schwester Matilde* auf Französisch in den *Dialogues des Carmélites* und

gab im Operettenfach den *Cupido* in *Orpheus in der Unterwelt*. „Und alles hat sie mit einem wirklich tollen Engagement und einer enormen Professionalität gemacht“, bescheinigt *Wendholz* ihr. Bei aller Freude, die ihr die Arbeit bereitete: Nach einem Jahr strich *Eickhoff* die Segel. Und das konnte sie ja schon immer gut: Nein sagen, wenn sie sich in einer Situation nicht wohlfühlte. Sie beschloss, sich zunächst auf ihr Masterstudium zu konzentrieren und nicht länger einen Großteil ihres Lebens damit zu verbringen, zwischen *Düsseldorf*, *Krefeld* und *Mönchengladbach* hin- und herzufahren.

Heute ist sie 24 Jahre alt und festangestellt im Ensemble der *Deutschen Oper am Rhein Düsseldorf Duisburg*. Neben dem Studium selbstverständlich. Geplant war das nicht, als sie *Stephen Harrison*, zu der Zeit noch Operndirektor an der Rheinoper, heute im Ruhestand, bei einer Premierenfeier traf. Der erkundigte sich freundlich nach ihrem Werdegang, um sie anschließend auf das hauseigene Opernstudio hinzuweisen. Ein paar Tage immerhin vergingen, bis sie die Einladung zum Vorsingen erhielt – mit dem deutli-

chen Hinweis, dass mit einer Entscheidung nicht vor Ablauf von drei Monaten zu rechnen sei. Einmal mehr aus Übungsgründen begab sich die Studentin auf die Bühne und trug zwei Arien vor. Anschließend wurde sie direkt in den Zuschauerraum geholt, wo Intendant *Christoph Meyer* ihr gleich einen Vertrag für das Opernstudio anbot. Ein weiteres Jahr lang also Studium und Arbeit, aber ohne die Zwischenzeit im Öffentlichen Personennahverkehr zu verbringen. Damit fühlte *Eickhoff* sich wohl und vereinbarte mit *Meyer* einen Termin, um über das zweite Jahr im Opernstudio zu verhandeln. In der Woche vor diesem Treffen gab es nur noch die alljährliche Weihnachtsgala des Opernstudios. Für den Sängernachwuchs eine gute Gelegenheit, mit Orchester und Ensemble aufzutreten. *Eickhoff* hatte ihren Spaß an dem Abend, durfte sieben Mal auftreten und so einiges aus dem *Barbier von Sevilla* zum Besten geben. So hätte das Jahr schon gut zu Ende gehen können. Aber dann wurde sie nach dem Auftritt überraschend zum Gespräch mit dem Intendanten gebeten. *Harrison* und er, *Meyer*, hätten sich nach dem Konzert spontan entschieden, ihr einen Ensemble-Vertrag anzubieten. Der Rest ist Geschichte.

Opernsängerin zu werden, ist bis heute für viele junge Menschen ein Traumberuf. Dass die Bedingungen auf dem Arbeitsmarkt gerade für den Nachwuchs immer schwieriger werden, wird dabei gern übersehen.

Valerie Eickhoff brachte wichtige Voraussetzungen mit, als sie sich für den Beruf entschied. Neben einer „goldenen“ Stimme brauchte es vor allem einen festen Willen und überdurchschnittlichen Fleiß, um zur richtigen Zeit am richtigen Ort zu sein. Und inzwischen weiß sie auch, dass das mit dem Glück eher eine relative Angelegenheit ist. Als sie selig ihrer Freundin von ihrem Glück berichtete, wie sich ihr Leben so entwickle, schüttelte die Freundin den Kopf. „Das ist kein Glück, meine Liebe, das nennt man Erfolg.“ Und der will erarbeitet sein. *Eickhoff* weiß heute schon, dass sie ihr Masterstudium auf jeden Fall zu Ende bringen will, auch wenn sie jetzt immer häufiger zu Gastauftritten eingeladen wird. Bei aller Freude: Der Fleiß bleibt. Auch weil es so schön ist, Opernsängerin zu sein.

Michael S. Zerban

„Eure Ohren sollen Euch leiten!“



Die Kompositionsklasse

Prof. Oliver Schneller hat die Nachfolge von Prof. Manfred Trojahn angetreten. Seit dem letzten Wintersemester macht er seine bunte und internationale Klasse von Kompositions-Studenten vertraut mit einem neuen Instrument: der Elektronik.

Die neuen *Genelecs* machen ganz schön was her. Zwölf Stück dieser finnischen Studio-Lautsprecher stehen auf Stativen um die Tische herum, an denen die Studierenden Platz genommen haben. Sie sind Teil der Kompositionsklasse von Prof. *Oliver Schneller*. Wir sind im Raum R1 im Nebengebäude an der Homberger Straße, draußen rauscht der Verkehr, aus dem Proberaum nebenan quillt vernehmlich eine Geige und aus den funkelneulernen Lautsprechern quillt Klänge, wie man sie lange nicht an der Hochschule gehört hat. Dynamisch pulsierende, durch Raum und Zeit wabernde Frequenzklumpen, die auch nach dem Durchlaufen diverser Modulations-Prozesse immer noch Reste vertrauter Instrumentalklänge aufweisen, fliegen den Studenten ganz wirklich um die Ohren. Drei Studenten haben eigene Stücke für diese

neue „Zwölfer-Matrix“, wie *Schneller* den Aufbau nennt, mitgebracht. Erstellt mit einem Programm, das ein Beamer als kunstvolles grafisches Gewirr aus Linien und Kästchen an die Wand wirft. *Spacial audio*, Raumklang, wie ihn einst Stockhausen bis zur 360-Grad-Kugel-Totale ausgeweitet hat, findet hier erst einmal zur Kreis-Form. „Wir bauen als Komponisten etwas Neues in die Zeit hinein. Aber hier befassen wir uns besonders mit der räumlichen Projektion von Klängen“, sagt *Schneller* seinen Schülern.

Das Technische Seminar ist eine der beiden Lehrveranstaltungen, an denen der Nachfolger von *Manfred Trojahn* an der Hochschule wöchentlich eine bunte und internationale Gruppe aus künstlerisch sehr unterschiedlich orientierten Künstlern zusammenbringt. Zwölf junge Leute aus Chile, Russland, Korea, Singapur, Deutschland, Iran, Japan, Polen gehören der Klasse an, von Erstsemestern bis zu Studenten kurz vor Abschluss des Exzellenz-Studiengangs: der Geiger, der andere Welten sucht; der abgeschlossene Tonmeister, den der Spaß am Selbsterfinden der Klänge zum Kompositionsstudium brachte; der Getriebene, der seit dem 13. Lebensjahr weiß, das er komponieren will, muss. Und viele andere. Sie alle haben seit Beginn des vergangenen Wintersemesters meist ersten intensiven Kontakt mit Analyse, Techniken und der Praxis elektroakustischer Klangprojektion in Verbindung mit der Komposition für das symphonische Instrumentarium.

Oliver Schneller, den 53-jährigen, sportlich lockeren, kein bisschen spinnert wirkenden Typen als „Elektroniker“ anzusprechen, sollte man allerdings vermeiden. Da kann er dünnlippig werden. „Ich bin zuallererst Komponist“, sagt er dann mit Nachdruck trotz freundlichen Tonfalls. Und findet unmittelbar plausible Worte dafür, dass er die so genannte Elektronik als Instrument wie jedes andere ansieht. „Für mich und die überwiegende Zahl meiner Kollegen ist die 130-jährige Geschichte der elektronischen Musik selbstverständlicher Bestandteil der zeitgenössischen Musik.“

Schneller ist von Haus aus Saxophonist und Holzbläser, spielte etwa in der *George Russell Bigband* mit namhaften klassischen Orchestern und Dirigenten. Geboren in Köln, aufgewachsen in Irland,

dem Sudan, Belgien und den Philippinen, studierte er Musikwissenschaft und Politik in Bonn, arbeitete fürs *Goethe-Institut* in Nepal, studierte Komposition in Boston, ging zwei Jahre ans *IRCAM* nach Paris, war ein Jahr *Villa Massimo*-Stipendiat, promovierte an der *Columbia-Universität* in New York. Als Lehrer tauchen in seiner Vita Namen wie *Tristan Murail*, *Salvatore Sciarrino*, *Jonathan Harvey* und *Vinko Globokar* auf. Er lehrte unter anderem in Kairo, New York, Berlin, Beijing und bei den *Darmstädter Ferienkursen*, hatte Professuren in Stuttgart, Hannover und Rochester (NY) inne. Und ist jetzt mit Frau (die amerikanische Pianistin *Heather O'Donnell*) und Tochter in Düsseldorf angekommen.

Gefragt nach dem, was einen Komponisten heute ausmacht, antwortet er begeistert: „Wir sind Klangforscher, Entdecker, Erben einer über ein Jahrtausend alten großen und wunderbaren Kunstform, Erfinder, Kommunikatoren.“ Was die Situation an der Hochschule angeht, sind seine ersten Erfahrungen schon geerdeter: „Zusammen mit meinem geschätzten Kollegen *José María Sánchez-Verdú* vertere ich als einziger Professor das Fach an der Hochschule. Abgesehen von der großartigen Arbeit einiger gleichgesinnter Kollegen, besteht hier jedoch bisher wenig Sinn für eine selbstverständliche Integration der zeitgenössischen Musik in die Hochschularbeit. Das muss verhandelt werden“, sagt er auch im Hinblick auf erste Konzertprojekte an der Hochschule, die erfolgreich und für alle Seiten bereichernd zwischen Studenten seiner Klasse, der Dirigierklasse und dem Hochschulorchester stattfanden.

Nach neun Monaten in Düsseldorf hat *Oliver Schneller* zumindest schon einmal einen „Ort“ für Komposition etabliert, die er hier so definiert: „Komposition heute bedeutet die selbstverständliche Integration von künstlerischer Forschung in den Bereichen Akustik und Psychoakustik, instrumentaler Recherche und Innovation, computergestützter Klanganalyse, Elektroakustik, Mehrkanal-Klangdiffusion.“ Zusammen mit seinen Studenten erfand er den Namen *Sound-Cube*. Dieses Arbeitsatelier ermöglicht laut *Schneller* „die Grundbedingungen eines kontrollierten oder experimentellen Umgangs mit sowohl instrumentalem wie auch elektroakustischem Klang. Das haben

wir uns jetzt dank eines Zuschusses der Förderlinie Digitalisierungsoffensive des Ministeriums für Kultur und Wissenschaft NRW aufgebaut und können die Lehre in weitgehend adäquatem Umfang angehen.“

In *Schnellers* Werkverzeichnis spielen Stücke für Instrumente mit Live-Elektronik eine große, aber längst nicht die ausschließliche Rolle. Rein instrumentale Kammermusik, Musik für Stimme, Orchester, Raum sind ebenfalls reich vertreten. Seinen Studentinnen und Studenten gibt er im Einzelunterricht ganz selbstredend fördernde Hinweise zu ihren eigenen, eventuell auch „ästhetisch diametral entgegengesetzten“ Werken. „Jede meiner beruflichen Stationen hat mir hier mehr Erfahrung gebracht, etwas mehr Behändigkeit, und vielleicht auch etwas mehr Verständnis für die große Komplexität des kreativen Akts.“

Im Kompositionsseminar, der zweiten wöchentlichen Gruppen-Lehrveranstaltung der Klasse Professor *Oliver Schneller*, geht es bei unserem Besuch auch ums Kennenlernen neuer Stücke. *Georges Aperghis' Dans le Mur* für Klavier und Tonband, bei dem die Pianistin rund 15 Minuten lang gegen die per Granularsynthese elektronischer Klang gewordene Mauer der Klavierliteratur anspielt; *Jonathan Harveys' Tombeau de Messiaen* für gleiche Besetzung, ein raffiniertes, rhythmisch fast meditatives, hoch virtuos Stück. „Eure Ohren sollen Euch leiten“, diesen Satz wirft *Schneller* seinen Schülern wie lapidar hin. Dabei meint er nichts weniger als alles.

Armin Kaumanns



Professor Oliver Schneller

Die Kompositionsklasse stellt sich vor:

Freitag, 27.11. 19.30 Uhr
Mittwoch, 16.12. 19.30 Uhr
Partika-Saal, Fischerstraße 110



Abenteuer im

Luftkurort

Mystery und Adventure:
Szene aus dem preisgekrönten Spiel *Trüberbrook*

Klingt spannend, oder? Doch wer jetzt auf den Spuren von *Mister Tannhauser* diesen etwas speisigen, nach Doppelkorn und gestärkten Gardinen duftenden Ort besuchen möchte, der wird enttäuscht sein: *Trüberbrook* existiert nur im Computer. Das gleichnamige Spiel mit der *Twin-Peaks*-trifft-Heimatfilm-Anmutung wurde vom Kölner Unternehmen *bildundtonfabrik (btf)* als klassisches Mystery-Adventure-Game entwickelt, bei dem die Spieler per Mausclick durch die Handlung reisen und diverse Rätsel lösen müssen, um die Geschichte voranzubringen. Das Besondere dabei: Alle liebevoll gestalteten Kulissen entstanden in schönster *Hobbykeller*-Manier als handgemachte Modelle – ganz real und nicht am Rechner.

Vom tiefen *Trüberbrook* gibt es eine direkte Verbindungslinie ins kreative Düsseldorf. Maßgeblich beteiligt an der Entwicklung des Games, das 2019 den *Deutschen Computerspielpreis* als *bestes Spiel* gewonnen hat, waren mehrere Absolventen des *Instituts für Musik und Medien (IMM)*. *Matthias Krämer* ist einer von ihnen – er war u.a. für das Sounddesign zuständig. Als Toningenieur bei der *bildundtonfabrik* betreut der 36-jährige die TV-Sendung *Neo Magazin Royale* und spielt in der hauseigenen Band *Rundfunk-Tanzorchester Ehrenfeld* Gitarre, doch auch das Game gehörte bald zu seinen Aufgabenbereichen: „Die *btf* fördert glücklicherweise das interdisziplinäre Arbeiten, es gibt einen lebendigen Austausch zwischen den einzelnen Gewerken. Als *Trüberbrook* konzipiert wurde, war daher schnell klar, dass wir auch den Sound intern bei der *btf* gestalten. Meine Rolle hat sich in diesem Prozess ergeben.“

Die kleinteilige und liebevolle Ausarbeitung aller Spiel-Elemente von *Trüberbrook* galt auch für den Ton-Bereich. Die Macher bemühten sich, möglichst wenig vorgefertigte Sound-Schnipsel zu benutzen und das meiste selbst herzustellen. „Es sollte alles sehr handgemacht rüberkommen“, erläutert *Matthias Krämer*. Wer trotz der spannenden Handlung im Spiel genau hinhört, bemerkt diesen hohen Akustik-Aufwand: „Im Game kommen allein dreißig verschiedene Schrittararten der unterschiedlichen Charaktere auf verschiedenen Untergründen vor“, betont *Krämer* den detailverliebten Umgang mit den Klangwelten von *Trüberbrook*. „Ich habe diese Sound-Elemente eingepflegt und mit der Programmiersprache in Einklang gebracht. Es war eine komplexe Herausforderung, die wir als Team mit viel Hingabe gemeistert



Matthias Krämer im Studio:
Der klassische Modellbau bildet die Grundlage für das Computerspiel.

Deutschland in den späten sechziger Jahren. In Trüberbrook, einem kleinen, verschlafenen Luftkurort in der Provinz, geschehen seltsame Dinge. Der amerikanische Physiker Tannhauser will sich hier erholen, doch in seinen Urlaub schleichen sich bald bedrohliche und verwirrende Ereignisse. Wichtige Forschungsunterlagen verschwinden, er trifft die abenteuerliche Greta Lemke und hinter der Fassade des idyllischen Dorfes warten verblüffende Entdeckungen. Tannhauser merkt bald: In Trüberbrook ist nichts wie es scheint.

haben. Für mich war das eine typische Tonmann-Sache – zugleich technisch wie künstlerisch. Und natürlich hat es riesigen Spaß gemacht!“

Der Erfolg von *Trüberbrook* freut ihn, doch *Matthias Krämer* stellt die Leistung der gesamten Entwicklungsmannschaft in den Vordergrund: „Wir haben ja als *Bestes Spiel* und für die *Beste Inszenierung* gewonnen – nicht für den besten Sound. Dafür gibt es gar keine eigene Kategorie. Ich fühle mich also stolz und zugehörig zu einem sehr kreativen Team.“ Teil dieses Teams waren weitere *IMM*-Absolventen bzw. -Studenten: *Kai Holzkämper* und *Tom Vermaaten* stehen ebenso wie *Matthias Krämer* im Abspann des Games wie *Jan-Philipp Vinzenz*, der zurzeit noch in Düsseldorf studiert.

Seine tägliche Arbeit in den Kölner Räumen der *btf* – sei es an PC-Games oder für die TV-Show – ist für *Matthias Krämer* im übrigen die Fortsetzung seiner Studienzeit mit anderen Mitteln: „Hier machen alle alles und es gibt einen tollen Austausch – so gesehen ist es die perfekte Abbildung meines Studiums. Das motiviert einen enorm. So schreibe ich hier an Musikstücken für das *Neo Magazin Royale* oder ich überlege mir die technischen Seiten einer Spiel-Mechanik innerhalb der Sendung. Das ist eigentlich ein eigenständiger Job, aber meine Musikinformatik-Kenntnisse aus dem Studium kommen mir dabei zugute.“ Und nur halb im Scherz fügt der Toningenieur hinzu: „Ich bin hier der eierlegende Wollmilch-Toni!“

2017 war der heutige *Toni* mit seinem Studium fertig, das er als Zweitausbildung nach einem Umweg über ein Lehramtsstudium absolviert hatte. „Mit 28 Jahren war ich auf einmal wieder Erstsemester – und kann das nur jedem empfehlen!“, blickt er lachend auf die Entscheidung für sein „zweites Leben“ zurück. Ein aufregendes Jahr in einem Tonstudio für Film- und TV-Musik in Los Angeles schloss sich nach dem *IMM*-Studium an, bevor *Matthias Krämer* dann der Anruf eines alten Kommilitonen nach Köln lockte: „*Lorenz Rhode*, der musikalische Leiter des *Neo Magazin Royale*, bot mir eine Stelle als Gitarrist in der Band an, da ich im Studium *Jazzgitarre* als Hauptfach hatte. In Düsseldorf haben wir zusammengewohnt und waren auch danach noch in Kontakt. Und kaum war ich hier in Köln, kam die Anfrage von *Kai Holzkämper*, dem Tonchef der *btf*, ob ich nicht als Toningenieur arbeiten wolle.“ Für *Krämer* schloss sich der Kreis: „Das Netzwerk, das sich am *IMM* bilden kann, ist einfach großartig, wie man an meinem Beispiel sehen kann. Und: Im *IMM* habe ich eine sehr gute Ausbildung bekommen, die mir das alles ermöglicht.“

Im Gegensatz zum Physiker *Tannhauser*, dessen Aufenthalt in *Trüberbrook* immer rätselhafter wird, fielen im Leben von *Matthias Krämer* also alle Elemente irgendwann folgerichtig an ihren Platz. Wenig überraschend fasst er diese Entwicklung dann auch zusammen in einem Plädoyer für Gelassenheit: „Für mich ist beruflich alles perfekt aufgegangen. Ich habe daraus gelernt: Es lohnt sich manchmal, Umwege zu gehen!“



Die Idylle trägt im Luftkurort Trüberbrook.

„Wir bündeln das Potential der Stadt“

Was verbindet das *Deutsche Diabetes-Zentrum* oder das *Max-Planck-Institut für Eisenforschung* mit der *Robert Schumann Hochschule*? Die drei Institutionen gehören zur *Wissensregion Düsseldorf*. Der Verein wurde 2018 gegründet und hat mittlerweile 20 Mitglieder, darunter auch die *Heinrich-Heine-Universität* und die *Hochschule Düsseldorf*. Geschäftsführer *Prof. Dr. Ulrich von Alemann* erklärt, welche Ziele der Verein verfolgt.

Prof. von Alemann, wozu braucht Düsseldorf die Wissensregion?

Düsseldorf braucht keine *Wissensregion*, Düsseldorf ist eine *Wissensregion*. Wir bündeln das große Potenzial, das hier bereits vorhanden ist. Das heißt konkret, dass wir junge Menschen, Forschende, Partner und Kreative zusammen bringen. Und Düsseldorf ist eine *Wissensregion*, weil Düsseldorf eine Stadt des Wissens ist: Alle Typen staatlicher und privater Hochschulen sind hier vertreten. Es gibt eine der aktivsten Start-up-Szenen NRW. Ein großzügiger Kulturbereich schmückt die Region. Düsseldorf ist eine Stadt der Verwaltungen, des Rechts, der Kreativen und auch der Architektur. Es war an der Zeit, diese Stärken zu vernetzen. In der *Wissensregion Düsseldorf* ist es besonders leicht, Gleichgesinnte für Projekte zu gewinnen. Eine gewisse rheinische Lockerheit ist dabei nicht hinderlich.



Prof. Dr. Ulrich von Alemann

2018 startete das *Innovationssemester*. Was steckt dahinter?

Das *Innovationssemester* bringt die Partner der *Wissensregion* und junge Menschen zusammen: In Projektseminaren aus allen Hochschulen, Kammern, Unternehmen und Verwaltungen arbeiten Studierende, Auszubildende und junge Berufstätige aller Ausbildungswege und Fächer interdisziplinär daran, etwas in und für Düsseldorf auf die Beine zu stellen. Bislang haben die Teams z.B. ein Präventionsprogramm gegen Übergriffe in Notaufnahmen entwickelt, Feinstaubwerte in ihren Studenten-WGs gemessen oder Flüchtlingskindern Kunstprojekte näher gebracht. Am Ende werden diese Ergebnisse jährlich der interessierten Öffentlichkeit präsentiert. Bildung und Ausbildung werden hier nicht hierarchisch und linear wie in klassischen Studiengängen verstanden, sondern plural und praxisorientiert. Auch ein Studierender der Musikhochschule leitete ein *Innovationssemester* zum Thema „unerhörte Stadtklangbilder“.

Welche Projekte plant die *Wissensregion* in naher Zukunft?

In Zukunft soll die internationale Komponente verstärkt werden, weil Düsseldorf in Wirtschaft, Kultur und Bildung schon immer nach außen blickt. Alle Partnerinstitute der *Wissensregion Düsseldorf* (IHK, Hochschulen, Stiftungen) bieten internationalen Service an, der noch besser vernetzt werden kann. Fachkräfte aus dem In- und Ausland werden nicht nur von den Unternehmen, sondern auch von den Hochschulen verstärkt nachgefragt, dies wollen wir unterstützen. Davon kann gerade auch die sehr internationale *Robert Schumann Hochschule* profitieren. Oder unser „Tausch der Köpfe“, wo Personen für einen Tag den Arbeitsplatz eines anderen einnehmen und so neue Erfahrungen sammeln können.

Ein neues Haus für die Musik



Endlich mehr Platz: Im Sommersemester 2021 bezieht die *Robert Schumann Hochschule* ein zusätzliches Gebäude auf dem *Campus Golzheim*. Das neue Haus für die Musik liegt nur wenige Fußminuten von der *Fischerstraße* entfernt. Unsere Fotografin *Susanne Diesner* hat das noch nicht eröffnete Gebäude ins rechte Licht gerückt.

Das neue Haus beherbergt die Bibliothek, ein großes Übezentrum, das *Institut für Musikwissenschaft* und das *Institut für Komposition und Musiktheorie*. Der Umbau des alten Laborgebäudes der *Hochschule Düsseldorf* ist der erste Bauabschnitt des zweiten Standorts der Musikhochschule, der mit knapp 9.000 Quadratmetern annähernd drei Mal so viel Nutzfläche umfasst wie das Areal an der *Fischerstraße*. Am zweiten Standort soll es darüber hinaus noch ein Veranstaltungszentrum mit einem großen Konzertsaal und einem multifunktionalen Kammermusiksaal, deutlich mehr Platz für das *Institut für Musik und Medien*, zusätzliche Unterrichtsräume und eine Mensa geben.



Freihändig durch die Regale

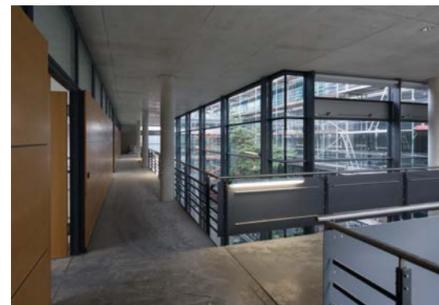
Die Bibliothek bildet das Zentrum des neuen Gebäudes. Sie erstreckt sich über zwei Etagen. Von den Büchern, Noten und Tonträgern ist noch nichts zu sehen.

Die alte Magazin-Bibliothek gehört der Vergangenheit an. In der neuen Freihand-Bibliothek kann man 90 Prozent aller Medien zum Anschauen und Vergleichen in die Hand nehmen. Außerdem gibt es viel Platz zum Studieren: drei Gruppenarbeitsräume, zwei Multimediaräume und viele Einzelarbeitsplätze. Wer Fragen hat, findet an zwei Servicetheken einen kompetenten Gesprächspartner.



Schiefe Wände gegen das Flatterecho

Der neue Übeztrakt ist ein Meilenstein für die Hochschule. Die 51 Räume befinden sich im Erdgeschoss sowie im dritten und vierten Obergeschoss. Hier können sich die Studenten auf den Unterricht und auf Konzerte vorbereiten. Eine deckenhohe Glasscheibe neben der Tür sorgt für Tageslicht, eine Lüftungsanlage für frische Luft. Von Anfang an saßen auch Raumakustiker über den Plänen. Um ein sog. Flatterecho zu vermeiden, verzichteten die Architekten auf rechte Winkel. Daher wirken die Wände auf dem Grundriss auch etwas schief. Die Diffusoren an den Wänden erinnern an Setzkästen. Sie sollen ebenfalls den Klang optimieren.



Umbau spart Ressourcen

Von der Brücke im ersten Obergeschoss fällt der Blick auf einen begrünten Innenhof, der zum Verweilen einlädt. Links gehen die Büros der Professoren ab. Wände aus Buchenholz, Säulen aus Sichtbeton und horizontale Fassaden- und Brüstungselemente aus anthrazitfarbenem Stahl prägen den lichtdurchfluteten Innenraum. Mit der Entscheidung, ein bestehendes Gebäude umzubauen, folgt die Hochschule dem Trend zum nachhaltigen Bauen. Trotz historischer Bausubstanz ist die Technik auf dem neuesten Stand: Statt Flipcharts, Overheadprojektoren und Tafeln gibt es Pulte mit Touchscreens und eine 7.1.-Surround-Anlage.



Stehender Applaus für Kammermusiker

Bis zu zehn Musiker können im Ensembleraum auftreten. Das Foto zeigt die Empore für das Publikum. Das Stahlgeländer schützt vor einem Sturz in die Tiefe. Schließlich liegt die eigentliche Bühne knapp zwei Meter tiefer. Im Ensembleraum kann auch die neue LOLA-Technologie zum Einsatz kommen. Die Abkürzung steht für Low Latency, auf Deutsch: geringe Verzögerung. Über LOLA kann zum Beispiel ein Jazztrio aus Düsseldorf mit einem Trompeter aus Kopenhagen musizieren. Der Austausch über die 700 Kilometer Distanz findet in Echtzeit statt, akustisch und optisch. Die Latenz liegt bei 30 Millisekunden – das entspricht einem Abstand von zehn Metern zwischen zwei Musikern.